

12]

(Nachdruck untersagt.)

Bei den Schneidemaschinen.

Roman von M. A. Šimáček.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Tschechischen.

Vielleicht ist noch nicht alles verloren, und es war nur ein Scherz . . . Wenzel lachte ja in der letzten Zeit so gern! . . .

Dieser Funken drohte sie um den Verstand zu bringen; Hoffnungen zogen durch ihre Brust, Erinnerungen an schöne Augenblicke durch ihren Kopf. Der Schmerz nahm ab, dafür wurde in ihr ein wildes Verlangen entfesselt: sie hätte Wenzel sofort sehen mögen, um in ihren Hoffnungen bestärkt zu werden. Wann wird es doch schon zum Frühstück läuten? Endlich!

Lena flog förmlich die Treppe vom Boden herab, blieb aber wie zu Eis erstarrt beim Geländer stehen.

Unten saß Wenzel neben Veruna, seinen Arm um sie geschlungen. Das Mädchen war heute auf seinen ausdrücklichen Wunsch mit dem Frühstück gekommen.

Das Kopfstuch und das Nieder von Seide standen ihr so gut wie damals, als sie zum ersten Mal in diesen Räumen war. Der steife, ein wenig aufgeschürzte Rock ließ die weißen Strümpfe und den Glanz der neuen Schnallenschuhe sehen.

Lena hatte genug davon; sie kehrte auf den Boden zurück. Vor der Thür sank sie entkräftet hin. Niemand beobachtete sie, weil die Männer und die Mädchen in den Hof gegangen waren.

Ein wildes Weh, noch heftiger als früher, durchtobte ihre Brust. Die Wirklichkeit hatte ihr einen wuchtigen Stichhieb versetzt und alle Hoffnungen, vielleicht für immer, gewiß aber für den Moment alle Gedanken ertödtet.

In ihrer Seele war's finster, das Weh scheute vor dem Lichte zurück. Da kam irgendwoher aus einem Winkel ein Irrewisch herangeschlichen.

„Also deshalb!“ entschlüpfte es halblaut ihren Lippen.

Dann sprang ein zweiter Irrewisch auf, und Lena hauchte:

„Mit dem Nädel kann ich mich freilich nicht messen.“

Und als loberte in ihrem Innern ein Brand empor, sprang Lena auf, riß sich das Tuch vom Kopf, raufte ihre Haare, zertrugte ihr Gesicht, zertrug gierig an ihrer Jacke, an ihren Röcken und brachte zwischen den aneinandergedrückten Zähnen wie wahnsinnig hervor:

„Ihr seid's schuld, Euretwegen, Euretwegen ist's gesch'hn. Fehen!“

Es nahten Schritte. Lena erschrak und hielt in ihrem milden Rasen inne. Sie wartete, ob jemand eintreten würde. Die Schritte gingen vorüber, doch sie verharrte noch in ihrer reglosen Starrheit, mit stieren Augen vor sich hinblickend. Mit einemmal begab sie sich in die Ecke, wo die Mädels ihre Oberkleider, Jacken und Tücher hängen und ihre Schuhe stehen hatten. Lena sah sich um, dann schlüpfte sie in einen Schuh, dann in den zweiten, hierauf langte sie das geblünte halbseidene Tuch herab, und nachdem sie in aller Eile ihr Haar geordnet hatte, band sie sich das Tuch um den Kopf; auch den Kittel mit dem blauen Blumenmuster warf sie über und raunte, indem sie sich nach allen Seiten drehte, in fieberhafter Ekstase: „So hätt' ich ihm vielleicht für immer gefallen!“

Das Lachen der zurückkehrenden Mädchen machte ihrem Beginnen ein plötzliches Ende. Sie entledigte sich rasch der Kleider, warf die Schuhe hin und stellte sich unweit der Thür auf. Als die Mädels vorübergingen, starrte sie ihnen nach. Schau', 's sind auch nur Arbeiterinnen, auch arme Teufel, aber jede von ihnen ist in ihrem Arbeitskleid besser angezogen als sie in ihrem Sonntagsgewand. Diese hat um den Hals am Leibchen einen weißen Spitzenbesatz, jene wieder trägt ein Sammtband oder eine Schnur mit Korallen. Die Haare sind hübsch gerichtet, die Tücher sorgfältig gebunden; die Röcke nicht zerfetzt und schlampig, die Jacken ohne Schmutzstellen . . .

Und ihr war's noch nie eingefallen, darüber nachzudenken. Ein einziges Mal, wenn sie sich erinnert, kam ihr ganz dunkel, wie im Traum, ähnliches in den Sinn. Dann aber stand sie wieder ganz davon ab. Die Mutter hatte sie früh verloren, der Vater machte sie nie auf etwas aufmerksam; außer mit ihm sprach sie aber selten mit einem Menschen. Andere Mädels gingen nicht so schwerer Arbeit

nach, und daher höchstwahrscheinlich ihre Schen, mit Lena zu verkehren. Diese begann sich selbst schrecklich zu verachten. Der Zorn gegen ihr eigenes Wesen entfesselte sich in ihrer Brust mit ungewöhnlicher Stärke. Während sie Wenzel entschuldigte, beschuldigte sie sich selbst mit Leidenschaft. „Recht ist mir gesch'hn, ich verdien' nichts Besseres, wegstoßen soll er mich und auslachen, daß ich so verrückt war, zu glauben, daß er mich gern hätt'. Was soll er mit mir? Ich taug' nichts. Zum Wegstoßen bin ich, daß ich kein' Menschen im Weg bin. Ich werd' ihm auch aus dem Weg geh'u . . .“

Bei diesen Worten reifte in Lena der Gedanke an den Tod. Er tauchte in den mannigfachsten Gestalten auf, sprach mit verschiedenen Stimmen: bald lockend, bald verzweifeln, bald lächelnd, bald laut aufschreiend, bald erschreckt, bald entschlossen, bald mit ergreifender Trauer, bald mit Verachtung. Allmähig gewann er bestimmte Formen, indem er sich mit der Vorstellung eines mächtig großen Teiches verband, der sich hinter der Fabrik in entgegengesetzter Richtung vom Dorf ausbreitete. Es ist Abend und kühl. Lena rennt in ihren Lumpen hin zum Teich und hemmt am Ufer ihren Lauf; dann schickt sie noch einen Blick zum Himmel empor und stürzt sich in die kalte Tiefe. Finsterniß umgiebt, ein Draußen umfängt sie — und es ist vorüber . . .

„Was soll denn sonst mit mir?“ raunte sie hierauf. Ihr wildes Weh verwandelte sich in entschlossene Trauer. In tiefe, geheimnißvolle, ruhige Trauer . . . Vielleicht war auch ihre Seele zu sehr ermattet vom Sturm und der Friede eigentlich Abgestumpftheit.

Schrecklich langsam schlich heute der Vormittag hin. Als sie zu Mittag mit gesenktem Kopf den Sudraum durchschritt, um zum Ausgang zu gelangen, trat ihr Wenzel aufgeräumt in den Weg und wollte sie wie sonst umarmen.

Doch Lena stieß ihn heftig, ja wild von sich und rief mit kreischender Stimme: „Lassen S' mich!“ Sie that dies nicht aus Zorn gegen ihn, sondern aus Verachtung gegen sich selbst; sie war seiner Umarmung nicht würdig. Es war auch das erste Mal, daß sie ihn mit Sie ansprach. Peinlich empfand sie's, daß sie ihm gegenüber so niedrig stand.

Wenzel zeigte darob Verblüfftheit, doch seine Kameraden lachten.

„Jetzt bist Du abgeblüht,“ witzelte Nesbeda. „Sie hat Dich wohl mit Veruna gesch'hn und sucht ihr Glück anderswo.“

„Gewiß, das th' ich,“ dachte Lena, als sie die letzten Worte hörte. Das Bild des Teiches stand vor ihrem Auge. Mit dem Gedanken an den Tod trat sie unter das Dach der Kaserne.

Die Schlosser arbeiteten auch Nachmittags. Wenzel war etwas besser aufgelegt und randalirte noch mehr als früh. Das Ärgste war überstanden. Lena wußte schon, woran sie war, und es schien, daß sie sich wohl oder übel drein schicken werde . . .

Dem wunderschönen Nachmittage und einem eben solchen Abend folgte eine mondelle Nacht. Der Nachtwächter in der Fabrik hatte schon längst die zehnte Stunde geblasen, als aus dem Kasernenthor eine weibliche Gestalt heraustrat. Es war Lena. Sie eilte hart am Straßensaum die Baumallee entlang in der Richtung des Teiches hin. Ihr Schatten floß mit dem Schatten der Bäume zusammen.

Sie begegnete keiner Seele und gelangte glücklich ans Ufer. Es war mit Weiden und Pappeln bestanden, silbern glänzte das Blattwerk im Mondschein.

Lena ließ sich auf einem erhöhten, von Weiden überschatteten Platz nieder. Ihre Füße berührte die Spiegelfläche, die sie unverwandt anstarrte. Nach der tiefen und reglosen Trauer hatte sich schon gegen Abend ein neuer Kampf in ihr entfesselt, der noch immer währte. Das Wüthen gegen sich selbst und die damit verbundene Selbstmordabsicht kämpfte schon wieder mit dem Zorn gegen Wenzel um die Oberhand.

„Am besten, ich thät' ihn mitreißen,“ dachte Lena, als sie zum Himmel aufschah. Die Erinnerungen an die schönen mit dem Geliebten verbrachten Abende steigerten ihren rasenden Schmerz und auch ihren Zorn gegen Wenzel. Vielleicht sieht er zur selben Stunde neben jenem anderen Mädchen und küßt es, wie er früher sie geküßt hat, und erzählt ihm unter Lachen von ihr, der „Fehen-Dirn“.

In dem Moment fühlte Lena die Lust, Wenzel's Kehle

derart zusammenzupressen, daß er auch nicht ein Wort mehr hervorzubringen im Stande wäre. Sie ballte krampfhaft die Fäuste und drohte in verzweiflungsvoller Erregung ins Leere.

Und auch jenem Mädchen würde sie die Kehle zusammenschürren; sie soll nicht über Wenzel's Reden, über sie und ihre Taten lachen.

Dann sah Lena wieder auf das Wasser. Warum läßt sie sich von solchem Schmerz quälen, da sie doch ein Ende machen kann? Sie springt hinein und fühlt und weiß nichts mehr. Niemand bedauert sie, höchstens der Vater ein bißchen. Wenzel wird am Ende gar lächeln können. Oder würde sich doch das Gefühl in ihm regen . . . ?

Ueber diese Frage kam Lena's Nachdenken nicht hinaus; und eine Kette von neuen und neuen Fragen, die einander in wilder Flucht folgten, flatterte auf: Hat Wenzel ein Gefühl? Hätte er sie denn sonst so heiß geküßt und umarmt? Oder ist all das Gefühl verloren gegangen? Und bloß, weil sie so arm, so elend ist? Vielleicht könnte sie, wenn nicht Liebe, so doch Mitleid erwecken, vielleicht muß sie denn doch nicht sterben? Möglich, daß sich sein Herz rührt, wenn sie ihm ihr Glend, ihre Qualen, ihre schwarzen Pläne entdeckt hat! Wenn's sein muß, fällt sie ihm zu Füßen, wird sich wie ein Hund vor ihm winden und ihm versprechen, für ihn und für sich zu arbeiten und ihn so durch Demuth und Erwerb für das, was die andere mehr hat, zu entschädigen. Wird er nicht Mitleid mit ihr haben, wird er nicht Barmherzigkeit üben? Wenn's sein muß, will sie um ihrer Liebe willen sich noch mehr erniedrigen. Vielleicht hat er sie nicht zum letzten Mal umarmt, nicht zum letzten Mal geküßt . . .

Sie hielt es nicht mehr sitzend aus. Die aufgetauchte Hoffnung gab ihr keine Ruhe. Die Hoffnung zog vom Herzen zum Kopf und brachte alle Absichten in Verwirrung. Der Ertrinkende klammert sich an einen Strohalm an. Lena setzte ihre Hoffnung auf das Mitleid. So heiß, so leidenschaftlich war ihre Liebe, daß sie betteln wollte, wo sie nicht fordern durfte. Mit diesem Entschluß endlich eilte sie vom Teiche weg nach Hause und legte sich, den Kopf voll wirbelnden Gedankens, zu Bett. Eine Vorstellung jagte die andere, so wie eine Welle die andere jagt. Ein ganzer Strom wälzte sich durch ihre Seele. Bald stand das Bild des Teiches, bald das des Waldes oder des Fabrikraumes länger vor ihr. Zum Schluß siegte indessen doch die schreckliche Ermüdung nach dem heutigen Tage. Die Bilder wurden verschwommen, lückenhaft; eines schob sich in das andere, oder die Umrisse des einen schimmerten nur undeutlich durch die helleren Töne des zweiten durch. Das Bewußtsein vermochte sie nicht mehr voll und klar zu erhalten.

Es war nur noch ein Abglanz von Bildern in trübem, jedoch beweglichem Wasser. Da hat die trübe Welle den Mittelpunkt des Bildes verdeckt, dort eine Ecke weggerissen oder die ganze Hälfte bedeckt. Die wachsende Welle verkrümmte die Gestalten, dehnte die Gesichter aus, riß die Mauern nieder und brach die Bäume entzwei. Endlich versank alles mehr und mehr in den Wellen, bis es gänzlich unterging. Die trübe Wasserfläche hat es überflutet. Lena schlief ein . . .

Erst gegen Morgen meldeten sich die Bilder wieder, als stiegen sie vom Grund heraus. Sie wurden immer bestimmter, endlich so lebendig, daß sie den Nebel des Schlafes zerrissen.

Lena begab sich eiligst in die Fabrik. Der kleine Funken Hoffnung hatte sich über Nacht zu einem Flämmchen ausgewachsen. Die Sucht, vor Wenzel sich zu demüthigen, ward zu fieberhafter Leidenschaft.

Heute arbeiteten fast schon doppelt so viel Arbeiter in der Fabrik als in den vorhergegangenen Tagen. Gestern war Einschreibung, bis Sonnabend muß alles fertig, geordnet, gepuht, blank gescheuert sein. Lena wurde vom Boden in den Subraum beordert: vom Filtertank fortschreitend bis hinab sollten die Wände getüncht, die Fenster gepuht, die Dielen gescheuert werden. Soll alles klappen, werden drei Frauenzimmer nicht zu viel sein. Gleich nach ihrem Erscheinen wurde Lena mit noch zwei Mädchen zu den Reiserbehältnissen im Filterthurm geschickt, sobald ihr nicht einmal Zeit übrig blieb, sich nach Wenzel umzusehen. Uebrigens mußte sie nur zu gut, daß sie in der Fabrik kaum in seine Nähe wird kommen können, daß sie wird warten müssen, bis er nach Hause geht, und sollte sie sich selbst für die ganze Nacht vor der Kaserne postieren. Vielleicht kann sie ihm aber wenigstens durch ein Zeichen zu verstehen geben, daß sie gern mit ihm sprechen würde.

Als sie in den Filterthurm kam, war sie unangenehm

überrascht, weil sie dort Kucharz antraf. Born flammte in ihr auf. So lange dieser Mensch sie nicht im Walde aufgestöbert hatte, war alles so schön; seither ging's in die Brüche. Hundertmal lieber würde sie einen anderen sehen als ihn; selbst Nesbeda, der sie doch zum besten hielt und immer unfein hänselte, wäre ihr genehmer. Nur Kucharz mochte sie nicht. Neben ihm arbeitete ein kleingewachsener Mensch von gedrungener Gestalt, den sie heute zum ersten Male sah; kaum daß sie eintrat, fixirte er sie durchdringend und verwandte kein Auge mehr von ihr. Warum schaute er nicht die anderen Mädchen an? Was hat er besonders an ihr gefressen? Ach, sie weiß schon, es geht ihm nicht in den Kopf, daß sie so abgerissen gehen kann . . .

Röthe stieg ihr ins Gesicht, und sie stürzte sich, um ihre Scham zu verbergen, lieber rasch, fast fieberhaft in die Arbeit.

Wasser holen gingen die Mädchen abwechselnd ins Kesselhaus, wo alle Vorbereitungen zur Kampagne bereits zum Abschluß gelangten. Lena kam zuletzt an die Reihe; sie ging mit gesenktem Kopfe und bebt schon in Erwartung des Augenblicks, da Wenzel ihrer ansichtig würde. Sie wird sich, damit er sie anrede, sehr erniedrigen müssen; doch sie will alles thun, wenn sie nur den Zweck erreicht. Aber sie sah sich vergeblich um; er war nicht da, und sie lehrte traurig um.

Erst als sie um die Frühstückszeit an der Werkstätte vorüberging, bekam sie ihn zu Gesicht; er saß mit den anderen auf dem Bänkehen neben der Maschine. Wie eine Sünderin stieg sie vorüber; die Arme unter dem Busen gekreuzt, den Kopf gesenkt. . . . Sie blickte ihn unter dem ihr in die Stirn fallenden Kopftuch unsäglich flehend an und brachte demüthig, mit zitternder Stimme, ihren Gruß vor: „Ein' schön' gut' Morgen.“ Er würdigte sie jedoch nicht seiner Aufmerksamkeit, noch dankte er für den Gruß.

Was sollte er sich nochmals mit ihr herstellen? Hatte er doch gestern allem ein Ende gemacht! . . . Er sah absichtlich zur Seite und stieß bloß verlegen mit dem Fuß an.

Bei der Thür angekommen, sah Lena sich um; dann trat sie wandelnden Schrittes wieder hinaus.

Sie bot jedenfalls einen mitleiderregenden Anblick, denn selbst Nesbeda konnte nicht umhin, zu bemerken: „Armer Teufel!“ . . .

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Wer mit dem Seelenleben großstädtischer Bevölkerung sich beschäftigt hat, der weiß, daß der Großstädter in seinen Gesprächsformen gewisse knappe Ausdrücke liebt, die ihm weitläufige Erklärungen ersparen. Sie bedeuten für ihn eine Art von Scheidemünze im täglichen Verkehr; sie werden in ihm eins bestimmte Reihe von Vorstellungen; sie wechseln nach der Zeit, nach dem Charakter der Verhältnisse; und wie das volkshänliche Kouplet, ja selbst wie der gemeine Gassenhauer, so sind sie in ihren verschiedenen Abstufungen ein Beitrag zur Kulturgeschichte der jeweiligen großstädtischen Menschheit. In Paris war diese knappe Ausdrucksform längst bekannt und beachtet worden. Oft ist es ein leicht hingeworfener Straßenwitz, die Bemerkung eines lumpenproletarischen Camelots, eines Bummlers, der für eine Zeit in die Umgangssprache von ganz Paris aufgenommen wird; und „ganz Paris“ ist dann wirklich nicht eine besondere gesellschaftliche Schicht, sondern in der That das ganze Paris. — Die geflügeltesten Worte von Berlin tragen ihren eigenthümlichen Stempel. Sie sind ungewöhnlich scharf geprägt. Häufig drücken sie starkes Selbstbewußtsein aus, gemildert durch den echt berlinischen Zug zur Selbstverspottung. Als Berlin sich mächtig zu recken begann, da er fand es das ruhmrednerische Wort: „Uns kann feener“ mit den vielfachen Variationen, die in dem famosen „an die Wimpern klappern“ ihre Krone fanden.

Diese Wortprägungen entstehen und verbreiten sich in jähem Flug, man weiß nicht recht, wie die jüngste lautet: „Es is allens da; es is ja nich, wie bei arme Leute.“ Ein leibhaftiger Proch könnte sie erfonnen haben. So sehr riecht sie nach Unverschämtheit und Großthuererei. Aber rasch hat man dem Wort einen herben, ironischen Beiklang zu geben verstanden. In einem neuen Kouplet ist von einem Studenten die Rede, bei dem der Gerichtsvollzieher eine Pfändung vornimmt. Natürlich fruchtlos. Der Student nimmt einen papiernen Hemdkragen, überreicht ihn dem Gerichtsvollzieher höchst feierlich mit den Worten: „Es ist ja alles da, es ist nicht wie bei arme Leuten.“

So hat denn dieser Ausspruch eine doppelschneidige Bedeutung; man kann ihn ernsthaft-gravitatisch und man kann ihn ironisch-spöttelnd fassen.

Es giebt Minister, die sprechen: Wir haben heidenmässig viel Geld. Laßt uns nun Kanonen bauen. Wehe dem patentirten Reichsfeind, der gegen die neuen militaristischen Lasten sich kehrt. Er wird angeknurr't: es ist ja alles da! Es giebt aber Lehrer in

Preußen; die möchten von den fetten Ueberschüssen des Finanzkünstlers Miquel doch ein paar Broden für sich haben, sie, die geißt sind im Dulden und Harren. Da jedoch bekommt in Miquel's Mund das berlinische Sprichwort die ironische Bedeutung: „Ja wohl; Ihr Schulmeister meint, es ist ja alles da; es ist nicht wie bei armen Leuten. Ihr habt gut fordern. Woher soll es der dürftige preussische Staat nehmen?“

Wenn der Berliner jetzt boshaft wäre, bis zum bittersten Hohn könnte er sein Sprichwort ausnützen; namentlich wenn vom Kampf um geistige Interessen die Rede ist. Einst hatte man großspurig und selbstgefällig den preussischen Schulmeister zitiert, der Siege erfochten habe. Heute holt man im Hauptstaate der Intelligenz die neuen geistigen Anregungen meist aus der Fremde. Längst ist in anderen Ländern der akademische Dünkel überwunden. Jede wissenschaftliche Eroberung, jede neue Erkenntnis wirkt in ungebrochener Kraft. Bei uns wäre man am frohesten, wenn sie ausschließliches Besitzthum gelehrter Mandarinen würden. Bei uns hat das Wort akademisch noch immer seinen feierlichen Klang für weite Kreise. Als bei uns der Gedanke auftauchte, der anderswo schon seit Jahren zur That geworden, die sogenannten Hochschulkurse für Nichtakademiker („Volkshochschulen“) zu errichten, welches komische Gegeime bei all denen, die am Pfaffenthum der Wissenschaft festhalten. Bürgerlich-ideologische Schwärmer, wie die Fanatiker der Reaktion, haben der Einrichtung der „Volkshochschulen“ gewiß einen übertrieben hohen Werth eingeräumt. Immerhin haben andere Kulturstaaten dem geistig Hungernden etwas, wenn auch nicht allzuviel geboten. Und bei uns? Die Dunkelmänner sungen ein arges Gezeter an. Sie wehren sich mit Händen und Füßen. Sie möchten jeden Lichtschein von den unprivilegirten Massen fernhalten. Das liberale Bürgerthum aber hat vor dem neuen Gedanken seine Reverenz gemacht, ihn „begrüßt“, wie es im schlechten Zeitungsjargon heißt, hübsch förmlich und zeremoniös begrüßt. Damit hat man der liberalen Vergangenheit und der Bourgeoislehre genug gethan. Im übrigen legt man sich auf's Ohr und schläft gelassen weiter. Es ist ja alles da; es ist nicht, wie bei armen Leuten.

Von den berufsmäßigen Hütern deutscher Bildungsanstalten dringt mitunter ein Wehruf an die Oeffentlichkeit. Da heißt es, ach, wie sind wir verarmt. Flüchtig aber geht die Mahnung gewöhnlich vorüber. Man horcht ein Weichen auf, ist aber zu schwach geworden, sich selbst emporzuraffen. So war es, als über die Vorbildung unserer Juristen geklagt wurde; so war es, als Virchow auf die Ideenlosigkeit eines großen Theiles unserer akademischen Jugend hinwies. Jetzt kommt aus Bayern eine neue Klage. Sie betrifft die Gymnasialabiturienten. Es ist den literarischen Lehrern auf den Gymnasien aufgefallen, wie sehr sich von Jahr zu Jahr auf den Schulen der deutsche Stil vergröbert und verschlechtert. Die Sprache wird lottziger, der Ausdruck holprig und unbeholfen, der Gedankenkreis beengter und flacher. So die Lehrer, die Gelegenheit hatten, zu beobachten und zu prüfen, und die Wahrheitsmuth genug besaßen, das anzusprechen, was sie wissen.

Wie sollten auch die Gymnasialisten in der empfänglichsten Periode, da der Knabe zum Jüngling reift, sich von verfluchenden Zeiteinflüssen frei erhalten? Wo jeder Bauause alles verfeinerte geistige Streben verachten durfte, weil es mit „realistischen“ Dingen so blutwenig zu schaffen hätte, da war für die Nachwachsenden das Beispiel gegeben. Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen. Und die Presse als bildende Weltläre? Die kapitalistisch gebundene Presse ist selbst da, wo sie sich noch aus Prahlerei ein Eckchen für verfeinerte geistige Arbeit gewahrt hat, dennoch ein Todfeind dieser Verfeinerung. Sie trägt das Gezei der Flüchtigkeit in sich selber. Der nachdenkliche Beobachter, der Sozialkritiker, der Raisonneur wird zurückgedrängt! Die Nachricht, die Sensation, die Reportage wird zur Hauptsache. Das monumentalste Kunstwerk hätte entstehen können und es wäre darüber nicht ein Hunderstel von dem geschrieben und gesprochen worden, was in der Bourgeoispresse aller Schattierungen über die Prinzessin Chimay stand, die ihrem hochadligen Gemahl mit einem Zigeunermusikanten durchbrannte. Eine eitle, hysterische Gans, die vermuthlich einem rüden, habgierigen Zigeunerpater in die Arme fiel! Ja, der telegraphische Draht wurde lebhaft angestrengt, um die wichtige Thatsache klarzustellen, ob die belgische Prinzessin und ihr ungarischer Galan dem Direktor eines Berliner Ringeltangels ein Gastspiel zugesagt haben oder nicht. (Die schöne Prinzessin sollte „lebende Bilder steben“ und der Zigeuner dazu Fiedel spielen. Dafür bedangen sich die hohen Herrschaften ein Tageshonorar von 3000 Mark aus. Woraus man den Trost schöpfen kann: echte Kunst wird immer noch bezahlt.)

Bei dem zunehmenden Amerikanismus der Presse darf man sich nicht wundern, daß sie die ungeheuerlichsten kapitalistischen Formen annimmt. Wie es einen „Lokal-Anzeiger“ für Berlin giebt, so soll es einen „Lokal-Anzeiger“ gleichsam für die ganze Provinz geben. Dies der neueste Gewinn unserer Journal-Literatur. In Berlin soll sich eine Kapitalistengesellschaft zusammenschließen, um von Berlin aus die Provinzstädte mit sogenannten kopflosen und natürlich unpolitischen Blättern zu überschwemmen. Für Memel wie für Ratibor kann da die öffentliche Meinung sitz und fertig hergestellt werden. Nur den Kopf, die Ueberschrift und ein paar Lokalnachrichten braucht man in Memel oder in Ratibor zu drucken. Das kann einen charakterlosen Urbrei abgeben. Der Kuli wird für sein Jenfor-

amt bezahlt und hat Jagd zu machen auf etwaige verfängliche Gedanken, die sich in den Mischmasch-Aufsätzen vorfinden. Als die Nachricht von dem Massenunternehmen in die Oeffentlichkeit drang, sungen die Besitzer der antiferitischen Provinzpresse an, ungebärdig mit den Beinen zu strampeln. Sie werden dem Kapitalismus nicht in den Arm fallen, wenn er daran ist, eine neue Institution zur geistigen Erniedrigung zu schaffen. „Es ist ja alles da; es ist nicht so wie bei armen Leuten.“ Alpha.

Der Opal.

(Frei nach dem Chitagoer „Record“.)

Es war einmal ein Mann und der war beim Würfelenspiel gerade an der Reihe. Er schüttelte den Becher, warf und verlor.

„Kein Wunder,“ sagte ein Zuschauer, „Sie tragen ja einen Opal, da können Sie freilich kein Glück haben.“

Das gab unserem Manne zu denken. Vier Tage später glitt er beim Absteigen von der Pferdebahn aus und verstauchte sich den Fuß. Das gab den Ausschlag. Er schenkte die Nadel mit dem Opal einem Freunde, von dem er wußte, daß er sich weder aus der Zahl 13, noch aus schwarzen Katern etwas machte und nicht einmal schielende rothhaarige Mädchen fürchtete.

Allein, als dieser Freund, der an der Börse spielte, eines Tages 10 000 Dollars in Weizen verlor, wurde ihm etwas ungemüthlich. Er machte sich nicht mehr viel aus der Nadel; und als bald darauf einer seiner jungen Leute ihr „Feuer“ bewunderte, überraschte er ihn durch seine Freigebigkeit. „Nehmen Sie sie nur, wenn Sie Ihnen gefällt.“ Der junge Mann überhäufte ihn mit Danksaugungen. Der Wohlthäter aber erwartete schuldbehaftet den Fluch der bösen That. Er brauchte nicht lange zu warten. Schon in der nächsten Woche wurde der Beschenkte krank und fehlte vier Tage lang im Geschäft.

Der Börseemann fühlte sein Gewissen beschwert und erzählte dem jungen Manne, was für ein böser Aberglaube an der Opalnadel haften.

Nach einiger Ueberlegung beschloß der gute Junge, die Nadel seinem Mädchen zu verehren. Kaum war der Opal in andern Besitz übergegangen, als er auch schon rasche und gründliche Arbeit leistete. Das Mädchen hatte ihn nämlich erst zwei Tage getragen, als es beim Versuche, eines Abends das Gas anzuzünden, eine Gardine in Flammen setzte, und bei dem weiteren Versuche, das Feuer zu erlöschend, sich Brandwunden an beiden Händen zuzog. Dem jungen Manne, der ihr die Nadel geschenkt, schlug das Gewissen nun ebenfalls und die Reue, eine Rechtfertigungsrede zu halten, war jetzt an ihm. Zum Glück war die Rede nicht lang. „Vielleicht war der Opal daran schuld“, sagte er, „den ich Dir kürzlich gegeben. Du weißt doch, daß der Opal Unglück bringen soll? Ich habe es Dir nicht gesagt, weil ich nicht abergläubig bin.“

„Ich will das schreckliche Ding keinen Tag länger tragen!“ lautete die Antwort. Und sie trug es auch nicht. Sie gab die Nadel ihrem Bruder, der sich über den Aberglauben, als ob ein kleiner Stein einen bösen oder guten Einfluß ausüben könnte, fürchterlich lustig machte. Als er aber einmal nach Cincinnati reiste, sprang der Zug aus den Schienen. Der Zweifler wurde durch den halben Wagen geschleudert und war von der Stunde an befohrt.

Weitergeben wollte er das Ding aber nicht, er beschloß, es zu verkaufen und betrat zu diesem Zwecke den Laden eines Juweliers.

„Was können Sie mir wohl für diesen Stein geben?“

Der Juwelier sah sich das Ding an und sagte bedächtig: „Das ist kein Opal, das ist nur ein — Katzenauge.“

Kleines Feuilleton.

Ueber die Ursachen des Stotterns giebt eine Untersuchung, die in den Bremer Volksschulen angeestellt worden ist, einigen Aufschluß. Der „Köln. Ztg.“ schreibt man darüber: Im ganzen wurden 210 stotternde Kinder untersucht. Zunächst stellte sich mit Sicherheit heraus, daß Stottern in den meisten Fällen mit nicht ganz regelrechter Körperbeschaffenheit verbunden ist. Krankheiten der Eltern scheinen nicht von unmittelbarem Einflusse zu sein, und für die Annahme einer Vererbung fehlt es an Beweisen. Dagegen ist die auf dem Nachahmungstrieb beruhende Gefahr der Ansteckung, besonders durch ältere Geschwister, wahrscheinlich sehr bedeutend und zwar besonders für solche Kinder, die zu Nervensstörungen neigen. 70 von den untersuchten stotternden Kindern hatten jüngere Geschwister, die trotz des täglichen Verkehrs das Stottern nicht angenommen hatten. Die Eltern gaben vielfach an, daß das Stottern auf ansteckende Krankheiten gefolgt sei, auch heftiger Schreck, z. B. der Jörn des Vaters, sowie erlittene Verletzungen sollen in einigen Fällen der Ursprung des Stotterns gewesen sein. Bei mehr als einem Drittel der stotternden Kinder wurde Strophulose beobachtet; bei 45 von jenen 210 waren Beschwerden in den Luftwegen vorhanden. Auch eine starke Herabsetzung des Gehörs war in einer Anzahl von Fällen vorhanden. Von Interesse sind noch die Angaben über die verschiedenen Arten des Stotterns und ihre Häufigkeit. Eine Art von Stottern besteht in dem Wiederholen der Anfangsilben, ohne daß bestimmte Laute als störend bemerkbar sind; dies war in 18 Fällen zu beobachten. In 7 weiteren Fällen war

dieselbe Art des Stotterns von stärkeren Bewegungen des Körpers begleitet, und in 4 Fällen mußte das Stottern auf den Anfangsilben als ein hochgradiges bezeichnet werden. Davon zu unterscheiden ist das Stottern bei bestimmten Lauten. Weit aus am häufigsten ist, wie jeder weiß, das Stottern nur bei Konsonanten; bei den untersuchten Bremer Kindern kam auf diese Art des Stotterns fast die Hälfte. Bei einem Drittel war Stottern auf Konsonanten und Vokalen vorhanden, Stottern lediglich auf Vokalen nur bei sechs.

— **Berühmte spanische Stierkämpfer** haben Einnahmen, die denen eines großen Bankdirektors in nichts nachstehen. Der Matador Guerrita betheiligte sich 1896 an 68 Stiergefechten. Dafür erhielt er 306 000 Pesetas oder etwa 245 000 M. Reverte verdiente in 38 Stiergefechten 143 000 Pesetas, Mazzantini in 29 Gefechten 131 000 Pesetas, Bombita 129 000 Pesetas und Agabigno 115 000. Spanien soll jährlich 5 000 000 Pesetas für Stiergefechte verausgaben. Es giebt nur 23 Matadore in ganz Spanien. Im letzten Jahre tödteten sie 1218 Stiere. —

Literarisches.

— „Die Technik“, Organ für gemeinverständliche Darstellung sämtlicher Fortschritte der Technik. Die erste Nummer dieser neuen Halbmonatschrift wurde am 1. Januar ausgegeben. Das Blatt erscheint in Berlin in Fischer's technologischem Verlag, M. Krahn; Redakteur ist Dr. A. Neuburger. —

Theater.

— **Von der Zensur.** Das Berliner Polizeipräsidium hat die Aufführung des Björnson'schen Schauspiels „Ueber die Kraft“, die im Bellealliance-Theater stattfinden sollte, aus „ordnungspolizeilichen Gründen“ untersagt. — In Wien hat sich eine Kommission gebildet, die den Entwurf eines im Geiste wahrhaftigen Fortschrittes gehaltenen Theatergesetzes ausarbeiten und dem neuen Reichsrathe unmittelbar nach dessen Zusammentritt überreichen wird. Mitglieder dieser Kommission sind unter Andern: der frühere Burgtheater-Leiter Freiherr von Berger, der Wiener Stadtarchivar R. Glossy, Hermann Bahr, verschiedene Redakteure. —

Kunst.

— Die **Vorghesische Sammlung** in Rom dürfte in kurzer Zeit in den Besitz des italienischen Staates übergehen. Der Unterrichtsminister hat die Sammlung von zwei Fachleuten abschätzen lassen und dann für die antiken Statuen zwei, für die Gemälde fünf Millionen geboten. Die Voghesische Gallerie ist die bedeutendste Privatgallerie Roms. Unter den Statuen befinden sich Meisterwerke ersten Ranges, wie der tanzende Faun und der David und die Daphne des Bernini; unter den Gemälden Tizian's irdische und himmlische Liebe, die im Auslande jeder Zeit für eine Million zu verkaufen wäre und die Danaë des Correggio, eines seiner besten Bilder, ferner die Grablegung Rafael's und die Diana des Domenichino und zahlreiche Bilder aus der besten Zeit der umbrischen und Vologneser Schule. —

Astronomisches.

— **Auf dem Planeten Mars** giebt es sogenannte Schneezonen, glänzend weiße Polarflecke, die mit den Jahreszeiten zu- und abnehmen. Da man die Lage der Umdrehungsaxe dieses Himmelskörpers aus der Verschiebung aller jener Gebilde mit großer Sicherheit feststellen konnte, so fand man bald, daß die Veränderungen der Polarflecke genau so vor sich gehen, wie es die Bestrahlungsverhältnisse bei der Annahme verlangen würden, daß wir es mit wirklichen Schnee zu thun haben; ja noch mehr, es läßt sich aus der Stellung der Mars-Axe zu der sehr exzentrischen Bahn des Planeten der Schluß ziehen, daß der Sommer der Süd-Halbkugel mit der Sonnennähe und ihr Winter mit der Sonnenferne zusammenfällt, daß in Folge dessen diese Halbkugel einen kurzen, sehr heißen Sommer und einen langen und strengen Winter haben muß, während für die Nord-Halbkugel der mit der Sonnenferne zusammenfallende Sommer lang und kühl, der zur Sonnennähe gehörende Winter kurz und milde ist. In auffallender Uebereinstimmung damit zeigt der südliche Polarfleck weit stärkere Veränderungen als der nördliche. Vor einiger Zeit, schreibt die „Köln. Volksztg.“, hatte D. Lohse aus einer großen Anzahl von älteren Beobachtungen festgestellt, daß im letzten Jahrhundert die südliche Schneezone eine feste Stelle auf der Mars-Oberfläche eingenommen hat und zwar eine Stelle, die etwa 5 1/2 Grad vom Pole des Planeten entfernt ist und deren Meridian sich mit Beziehung auf die übrigen Oberflächengebilde angeben ließ. „Da nun nach übereinstimmenden Wahrnehmungen zahlreicher Beobachter der Südschnee des Mars gegen Ende Oktober 1894 vollständig verschwunden ist, so war es von großem Interesse, den Ort festzustellen, an dem der neue Schnee sich bildete. Herrn Cerulli (in Teramo) gelang es im Juni und Juli 1896, den neu gebildeten Südpolarfleck zu entdecken und mikrometrische Messungen seiner Lage anzustellen.“ Diese ergaben vollständige Uebereinstimmung mit den Zahlen von Lohse, der mit Recht seinen älteren Schluß, „daß diese Zone an lokale Terrain-Verhältnisse gebunden ist und nach vollständigem Verschwinden wieder an derselben Stelle entsteht,“ hierdurch bestätigt findet. Es handelt sich also hier,

wie auf der Erde, um Gebiete, die kälter sind als der geographische Pol, vermuthlich wegen bestimmter Luftdrucks-Vertheilung infolge der Anordnung von Land und Wasser. Die selten sichtbaren sogenannten Nebel sind als Erweiterung der nördlichen Schnee-Zone kürzlich wieder auf dem Observatorium in Zwissj entdedt worden.

Aus dem Alterthum.

— **Eine Stadt der Vorzeit.** Die amerikanische Universität Harvard hat vor Monaten eine Expedition ausgesandt, um die Ruinen von Copan im nördlichen Honduras bloßzulegen. Die Gelehrten haben jetzt ihre Aufgabe beendet. Das alte Copan hat sechs Acres Landes bedeckt, es besteht aus unregelmäßigen Terrassen, von denen eine mit der anderen durch Treppen verbunden ist. Auch viele Pyramiden findet man in Copan. Auf einigen Gebäuden sieht man noch die uralten Reliefs, die früher mit glänzenden Farben bemalt gewesen sind. Besonders großartig ist die Jaguar-Treppe, so genannt, weil Jaguare in den Stein hineingemeißelt sind. Das Hauptgebäude in Copan umfaßt zwei Höfe oder Amphitheater. Man gelangt auf einer Treppe hinauf, die 250 Fuß breit ist; auf dem ersten Treppenabsatz erhebt sich eine Pyramide, auf der ein 1000 Fuß breiter Tempel errichtet ist. Im Innern dieses Tempels sieht man sitzende, reich verzierte Menschengestalten. Es sind übrigens in Copan noch schönere Tempel als dieser bloßgelegte. In dem einen sind Todtentöpfe und Mädchen, die in die Hände klatschen, abgebildet, wobei alles mit heimlicher Schrift bedeckt ist. Im Innern eines Tempels befindet sich ein großes Weibrauchbecken in Gestalt eines riesigen Kopfes. Das schönste Baudenkmal von allen ist aber vielleicht die sogenannte Hieroglyphen-Treppe. Sie ist 40 Fuß breit, und in ihre Steine sind Masken, Hieroglyphen seltsamer Art und menschliche Gestalten hineingemeißelt. Auf dem Marktplatz von Copan stehen 13 Monolithe von 12 Fuß Höhe. Neben ihnen sieht man die Altäre. Wenn die Geheimschrift dieser Säulen einmal entziffert ist, so wird man wahrscheinlich viel über ein eigenartiges Volk erfahren. In den gewaltigsten Baudenkmalern gebören die Gräber des Volkes. Neben den wohlerhaltenen Schädeln liegen Knochen von Bierfüßlern, Farben, Perlen, Jade, Muscheln, Zierrath, Eßgeschirr u. dergl. Die Zähne mancher Leichen sind mit Jade ausgelegt, die mit rothem Zement in das Bein verfestigt ist, die Eckzähne sind abgefeilt. Wahrscheinlich gehörte die Gesittung Copans derselben Kultur an, die in Yucatan blühte. Aber sie mag älter sein und war vielgestaltiger. —

Technisches.

— Die **Erfindung des Dynamits** ist nach dem Stockholmer „Afton Bladet“ einem Zufall zu verdanken. Der Vater des jüngst verstorbenen Alfred Nobel hatte eine Nitroglycerin-Fabrik, aber die mit der gefährlichen Flüssigkeit erfolgenden Explosionsunfälle häuften sich so, daß die Regierung schon das Verbot der Fabrikation in Erwägung gezogen hatte. Da bemerkte eines Tages Nobel, daß eine Nitroglycerinflasche auf dem Transport einen Sprung bekommen hatte und die Flüssigkeit das Verpackungsmaterial Nieselgahr durchtränkt hatte. Er fand, daß diese farinugederähnlich aussehende Masse die Sprengkraft, aber nicht die Gefährlichkeit des Nitroglycerins besaß — das Dynamit war erfunden! Berthelot schätzte die Ersparnung bei Sprengungen durch die Anwendung des Dynamits auf 60 pCt. gegenüber der des Schwarzpulvers, das giebt eine jährliche Summe von nicht weniger als 60 Millionen Mark, welche der Bergbau der Erfindung des schwedischen Chemikers verdankt! —

Humoristisches.

— **Narrensprüche.** Auch wenn man den Narren in Baumwolle legt, die Schellen raffeln, so er sich regt. — Den Narren erkennt man am Kopf, am Klänge den Lops. — Der Narr ist stets voran, wo was Dummes wird gethan. — Der Narr und der Geck mischen sich in allen Dred. — Der Narr versteht eine Sache, wenn sie geschehen ist. — Der Narr wünscht sich Regen, aber er wettert, wenn er naß wird. — Der Narren Händel und Dulaten machen reiche Advokaten. — Narrenhand besleckt Thür und Wand. — Ehe der Narr weiß, was er laufen will, ist der Markt zu Ende. — Ein alter Narr thoret mehr als viele junge. — Ein Narr gefällt dem andern. — Ein Narr macht zehn Narren, aber tausend Weise noch nicht einen Klugen. — Es meinen Narr und Kind, daß zwanzig Jahr und zwanzig Thaler unerhöplich sind. — Narren und Godel sitzen gern hoch. — Narren wollen den Kühen die Milch auch aus den Hörnern melken. — Wenn dem Narren der Mantel zu neu ist, setzt er einen Flicken drauf. — Wenn der Narr am Honig weiter nichts zu tadeln weiß, so sagt er, er sei zu süß. — Wenn der Narr das Feuer nicht ausblasen kann, so gießt er Del hinein, um es zu löschen. — Wenn der Narr etwas weiß, so will er bersten vor Gelehrsamkeit. — Wenn man den Narren lobt, so wachsen ihm Gelsöhren. — Wer einen Narren will machen geschickt, der ist vom Narren selbst nicht weit. — Wer sich mit einem Narren unter dem Dache neckt, muß gewärtig sein, daß er auf der Gasse mit ihm spielt. — **Modern.** „Direktor, warum grüßen Sie diesen Jungen so ehrfurchtsvoll?“ Theaterdirektor: „Bei der heutigen Jugend kann man ja nicht wissen, vielleicht reicht er mir morgen ein Drama ein.“ —